

„Die Eingeeengten“ und „Das Grimmingtor“

Nächst dem „Rosenwunder“ von Handel-Mazzetti sind Franz Herwigs „Eingeeengte“ und Paula Groggers „Grimmingtor“ die bedeutendsten Romane deutscher Sprache, die in den letzten Jahren von katholischen Dichtern geschaffen wurden. Herwig, auf der Höhe seines Schaffens stehend, hat mit „Sankt Sebastian vom Wedding“ eine neue Richtung eingeschlagen, die er in den Eingeeengten weitergeht. Machte die Behandlung, die das religiös-soziale Problem der Proletarier-Seelsorge in der Sebastians-Legende gefunden hatte, aufhorchen, so hat die stückweise Veröffentlichung der Eingeeengten lebhaften Widerspruch und warme Verteidigung hervorgerufen; als der Roman in Buchform vorlag, wurde er durchgehends anerkennend, oft bewundernd besprochen, das Hindernis der schwachen Kaufkraft überwand er jedoch nicht. Paula Grogger, die fünfunddreißigjährige Steiermärkerin, hat mit ihrem ersten größeren Werk einen Erfolg erzielt, selten durch Plötzlichkeit und Reichweite. Die Kritik hat das Grimmingtor mit wenigen Ausnahmen und geringen Einschränkungen begeistert aufgenommen; und der kaufende Leserkreis hat ihm in weniger als einem Jahre zehn Auflagen verschafft, was bei dem Umfang des Buches und der gegenwärtigen Unlust des Marktes eine eindrucksvolle Leistung ist.

Beiden Dichtungen ist gemeinsam, daß sie sich in das Leben von Eingeeengten versenken, von Menschen, denen der Spielraum für freie Entscheidung und Entwicklung bedrückend verkümmert ist. Nicht hoffnungslos verkümmert, es gibt eine Erlösung aus der Enge, und wäre es erst im Tode, wenn die Seele dem Gnadenzuge der unermesslichen Barmherzigkeit Gottes sich ergibt. Der religiöse Zug beider Romane ist ausgesprochen katholisch geprägt. Diese beiden katholischen Dichter suchen in ihrem Werk das Licht der katholischen Kirche aufleuchten zu lassen, katholische Dogmen brennen wie stille Kerzen, den Heiland der Welt umschimmern Kelch und Monstranz, die Sakramente strahlen mystische Kraftlinien aus, Marias Gnadenbild leuchtet fern und nah. — Und doch hat sich gerade das katholische Gefühl gegen die beiden Dichtungen gesträubt. Die Frage ist: Mit Recht oder Unrecht?

Ein Kritiker der „Vossischen Zeitung“ sieht in den Eingeeengten den „Versuch, die katholische Grundeinstellung mit den modernen, großstädtischen proletarischen Lebensbedingungen zu konfrontieren“. Das trifft vollständig auf „Sankt Sebastian vom Wedding“ zu, wenn man unter katholischer Grundeinstellung das in einer begnadeten Seele zu Heroismus und Heiligkeit sich entfaltende Apostelideal versteht. Während in der Legende der Blick auf dem in Sebastian sich verwirklichenden katholischen Seelsorger-Ideal ruht, wird in den Eingeeengten das Problem von der andern Seite her gesehen, wie nämlich die dem Christentum entfremdeten Großstädter von der Erscheinung und den Fernwirkungen dieses Heiligen beunruhigt, angezogen und in Bewegung gebracht werden. Zugleich wird aber auch der Kreis erweitert; es handelt sich nicht mehr ausschließlich oder vorwiegend um Proletarier, sondern um Großstädter überhaupt, die durch schicksalhafte oder selbstverschuldete Einengung

sich der Weiträumigkeit und sittlichen Bewegungsfreiheit des Christentums beraubt haben¹.

Vor etwa dreißig Jahren machte ein Vertreter des literarischen Naturalismus, Max Kreger, den Versuch, „Nazarenertum und Kulturchristentum“ einander gegenüberzustellen. Dies geschieht auf eine seltsam mystisch-realistische Art. Christus selbst erscheint den Armen, Verkommenen wie den reichen Ausbeutern; die Person und Lehre des Erlösers wird für die Schauenden lebendige Wirklichkeit, die ihrem scheinchristlichen Leben erschütternd widerspricht und es richtet. „Das Gesicht Christi“ ist aber nicht als wirkliche Erscheinung oder echte Vision gedacht, sondern ist in seinem Ursprung die Hungerhalluzination eines im Innersten gläubig gebliebenen Proletariers, die sich in geschickt erweiterten Kreisen zur Massensuggestion ausdehnt. Immerhin entspricht der Inhalt der Halluzination und Massensuggestion dem Evangelium und stellt so dem ideellen Gehalt nach Christus richtend und erlösend in das Proletarierehend Berlins.

Einen ganz andern Weg geht Herwig. Er läßt in einem zur Heiligkeit Berufenen die Nachfolge Christi heroisches Ausmaß annehmen, zugleich ist dieser heiligmäßige Christ Priester, Glied der priesterlichen Hierarchie der Kirche Christi. Mystisch in seiner Kirche weiterlebend tritt in Sebastian Christus unter die Proletarier der Großstadt, allem entsagend, helfend, heilend, tröstend, mahnend — und sein Leben opfernd.

Mit der mühsam errungenen Erlaubnis seiner Obern verläßt Sebastian das beschauliche Kloster, die befriedete Insel, wo er seit zwölf Jahren sein Seelenheil suchend lebte. Wie ein feuriges Schwert hat das Wort Christi: „Ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe —“ seine Seele durchstoßen. Im Bauernkittel macht er sich auf, um unter die Wölfe zu gehen, die er in den Proletariern der Großstadt sieht. Auf das geistliche Gewand und die tägliche Feier der heiligen Messe verzichtend, lebt er als Gelegenheitsarbeiter unter den Ärmsten und Verkommensten Berlins. Kein Liebesdienst ist ihm zu gering; er schält Kartoffeln in dem Haushalt, in dem er wohnt, er entlaust verwahrloste Kinder, flickt Holzpferdchen und zerbrochene Puppen. Er pflegt Kranke, stiftet Frieden zwischen Mann und Frau, kauft Minderjährige den kupplerischen Eltern ab und sucht mit übermenschlicher Geduld gefallenen Mädchen sichernde Arbeit zu verschaffen, er richtet in einem Katakombenkeller eine Armenküche ein. Er redet wenig und predigt gar nicht, aber sein Handeln zeigt, wie das Leben zu heiligen ist, jegliche Arbeit und alles Tun. Eine seiner seltenen Mahnungen lautet: „Ich sah einen Säugling im Wagen liegen; ein Mann ging vorbei und wehrte die Fliegen ab. Wahrlich, dieses Geringe war mehr als alles Gerede und Geschrei in Hallen und Sälen. Wenn man euch fragt: ‚Wo ist Gott?‘, so sagt: ‚Hier!‘ und tut eine gute Tat.“

In wochenlanger betender Betrachtung des Lebens Jesu hatte er im Kloster seinen Entschluß gefaßt, aus der täglichen heiligen Kommunion und der seltenen Messfeier schöpfte er die Kraft zum Aushalten. Kraft und Gnade, die ins

¹ Sankt Sebastian vom Wedding. Legende von Franz Herwig. 8° (97 S.) 1. Aufl. 1921. 11.—13. Tausend 1927. M 3. — Die Eingengten. Roman. 8° (484 S.) München 1927, Kösel & Pustet. M 6.—, geb. 8.—

Wunder hinaufreicht. Sein schwacher, schonungslos aufgebrauchter Körper wird im Notfall übernatürlich gestärkt, sein ermutigendes Wort und gebieterisches Auge läßt Kranke genesen, die von Gott erfüllte Seele umgibt seinen Leib oft mit einem Nimbus, er wird des Nachts als Lichtgestalt über dem Wedding schwebend gesehen. Kurz vor der Katastrophe offenbart sich das Geheimnis des mystischen Leibes Christi, da Sebastian zum ersten Mal mit seiner Gefolgschaft aus den Elendesten das heilige Opfer feiert. „Der Mensch Sebastian am Altare schien wie durch ein Wunder zu verblassen und sich aufzulösen in süßen klaren Schein; seine Stimme schwebte körperlos und klingend, die Hostie erhob sich wie ein Gestirn, die Grenzen des Raumes waren aufgelöst, das Schweigen wurde Ton und Klang von einer betäubenden Macht und Sanftheit. Unwiderstehlich zog Gott, unwiderstehlich drängten die Seelen; die Getrennten flossen zusammen mit einem befreiten Aufrauschen.“ Wenige Tage später, da er sich weigert, seine Schar den Spartakisten zuzuführen, wird er an eine Laterne gefesselt und erschossen. „Herr, laß mein Blut fruchtbar sein, Herr, Herr!“ Das ist sein letztes Gebet, das von dem der Gläubigen abgelöst wird: „Heiliger Sebastian, bitte für uns!“

In den Eingeeengten klingt der Gebetsruf weiter: „Heiliger Sebastian, bitte für uns!“ Umgekehrt haben sich schon in der Legende die Proletarier-Wölfe in „Eingeeengte“ verwandelt, „Arbeiter, die nichts mehr waren wie Hand und Fuß, Arbeitslose, die selbst Hand und Fuß nicht mehr sein durften, Dirnen, in den kalten Gluten bezahlter Hingabe verbrannt, Mütter, ewig gehegt von der Gier hungernder Kinder, Soldaten, durch den langen Krieg zu Werkzeugen des Mordes herabgewürdigt, Invaliden, zerrissen und notdürftig zusammengeflickt, alle unter einem Stärkeren knirschend“. Auch manche Personen der Legende kehren im Romane wieder: Agnes, die Sebastian von der Straße aufgelesen, der junge Arbeiter Paul und der Kaplan Bernhard, die er sich als Helfer gewonnen hat. Aber es herrscht im Roman doch eine ganz andere Atmosphäre als in der Legende. Aus dem Reiche gesunder heroischer Heiligkeit und selbstverständlicher Herrschaft der Gnade und des Wunders wird man in ein Gebiet voll seelischer Schwäche und Krankheit, voller Rätsel und Zweifel versetzt — aus der Seele Sebastians in die Daniels.

Daniel ist der Eingeeengte — anscheinend hoffnungslos eingeeengt und doch wider alle Hoffnung durch Gottes Gnade erlöst, die in dem Heiligennimbus um Sebastian leuchtet. Schon Daniels Name ist bedeutungsvoll. „Danijel“, erklärt ihm der Jude Markus, „wie soll es heißen! Gott ist mein Richter, heißt es.“ „Gott ist mein Richter“, so schreibt der Dichter über jeden seiner Eingeeengten. Den Menschen kommt das Richten nicht zu; wer meint, er stehe und stehe im freien Raum, nach dem die Eingeeengten sich sehnen, der möge durch selbstlose Güte diesen Elenden ein Weg ins Freie werden.

Daniel Löffelholz kommt mit 15 Pfennig in der Tasche nach Berlin. Er hat eine dunkle Vergangenheit hinter sich. Er war Lehrer, verliert seine Stelle wegen sittlicher Fehlritte, die er durch mehrjährige Freiheitsstrafe büßen muß. Seine beiden Kinder — die Mutter hat sich vergiftet — überließ er der öffentlichen Wohltätigkeit. Er hat als Karel Stolgenfoot mit musikalischen Kompositionen bedeutenden Erfolg gehabt, aber wieder warf ihn eine Skandalgeschichte aus der Bahn; er macht wegen eines Betrugsdelikts Bekanntschaft

mit dem Gefängnis. So kommt er nach Berlin, um mit seiner Geige irgendwie das tägliche Brot zu erwerben. „Ein Stern mit sinkender Bahn“, sagt Markus. Heimatlos, wurzellos und eingengt. Er hat gestern die Stellung hingeworfen, wo er in einem Café letzten Ranges luderhafte Musik zu liefern hatte; er will den Dämonen entlaufen. Aber schon verspottet er seine Selbsttäuschung. „Wie wollte er auch wohl hochkommen, der soviel Zentner verkrusteten Schmutz an sich hängen hatte? Ja, richtig eingengt war er von dieser Kruste, sein Herz schlug nicht mehr frei, er konnte nicht mehr durchatmen, die Seele bekam immer Schmutz in den Mund . . . alle Triebe verliefen sich im Schmutz wie Regenwürmer.“ Und doch erwacht immer wieder die Sehnsucht: „Ja, das wäre schon etwas Herrliches, wenn man aufsteigen könnte aus der kreischenden und ächzenden Enge, triefend von Blut sozusagen, gänzlich zerschunden und zerkratzt auf dem Rand des Abgrundes thronen könnte, alles übersehen würde, den Sinn, den Sinn sehen könnte, Harmonie sehen und singen könnte!“

In die Enge hat ihn Anlage, Umwelt und eigenes Verschulden gestoßen. Es ist etwas in seinem Wesen und seiner Erscheinung, das die Frauen lockt. Mit dem Knaben trieben erwachsene Frauen ihr gefährliches Spiel, später wird er selbst Frauen und Kindern zum Verderben. Die erotische Verwirrung wird durch seine künstlerische Veranlagung noch gesteigert. Psychisch und physisch wird er zum Vagabunden; nirgends kann er ausharren, das Geld vergeudet er, zeitweise wird er zum Trinker, er fühlt sich von geistiger Krankheit angeweht. Und das alles ist ihm selbst bewußt, wird unbarmherzig beobachtet und zugestanden. Er spricht es über sich selbst in dem schonungslosen Worte aus: „Das Schlimmste ist, unbeheimatet zu sein, Hund ohne Herr, Vogel ohne Flügel, Baum ohne Wurzel, Mensch ohne Zeit und Ewigkeit.“ Das wird aber auch seine Rettung, der Angriffspunkt für die Gnade, daß er ehrlich und demütig mit sich selbst ist. „Siehst du, Junge, das gefällt mir an dir“, meint der weise Markus. „Du hast nicht die großmäulige Anmaßung der Selbstsichern. Das ist eigentlich dein Reichtum. Die andern werden Gerechtigkeit erfahren, du aber Gnade.“

Daniel ist Katholik von Haus aus. Und wenn er auch zweifelt, ob er sich noch als katholisch bezeichnen dürfe, wenn er auch über die glatten und kalten Gesetze klagt, an denen er immer wieder abrutsche, Religiosität als inniges, sehnüchtes Gefühl ist nie in ihm erstorben, freilich auch nicht zu kräftigem, lebensmächtigem Wollen geworden. Trotz allem hat er kaum einen Tag Abendgebet, Vaterunser und Begrüßet seist du, Maria, versäumt. Dem unverbrauchten, ach so lebenshungrigen Walter, der ihm sein Herz überschwinglich öffnet, gibt er den überraschenden Rat: „Vielleicht sind Sie noch zu retten. Sie brauchen nur jeden Abend vorm Schlafengehen andächtig zu sprechen: Gott sei mir gnädig. Ein leichtes und billiges Medikament, wie Sie zugeben werden.“ Kein Wunder, daß sacht mahnende Erinnerungen erwachen, da er von ferne einem katholischen Begräbnis zusieht. Gerührt lächelnd duldet er es, daß die liturgischen Worte „ihn an den Händen näher zogen, wie man Kindern zu Willen ist, die man nicht kränken mag; und plötzlich saßen diese Worte in seinem bebenden Herzen: . . . um zu leuchten denen, die in Finsternis und Todes Schatten liegen, um zu leiten unsere Füße auf den Weg des Friedens“.

Auf dem Friedhof hört Daniel von Sebastian als von einem Heiligen sprechen, und bald erreicht ihn die Wirkung, die von dem Schutzgeist des Wedding ausgeht. Zwei Jünger Sebastians greifen in sein Leben ein: der weise, menschenfreundliche Jude Markus und der kindliche Paul, in dem Sebastian am lautersten weiterlebt. Markus setzt Daniels beschädigte Geige wieder instand, mehr noch, er bringt durch seine menschlich schöne, religiös erklärte Güte die versiegte musikalische Quelle wieder zum Fließen. Paul verschafft ihm ein einsiedlerisches Heim, mehr noch, er wird für Sebastian zum Weg in die Seelenheimat, zu Gott. Freilich gibt es auf diesem Wege manche Krise. Wohl erwirbt sich Daniel durch musikalische Arbeiten das Notwendige, das er mit seinen bisher vergessenen Kindern teilt, aber er unterliegt auch wieder seinem heißen Blut. Erst die zur Entsagung sich durchringende Liebe zu Hildegard, der engelhaft reinen, jungfräulichen, und die Läuterung im seelischen und leiblichen Leiden öffnet die Pforte zu Licht und Frieden. Auf der Fußwanderung in die Heimat ergibt er sich ganz dem Erbarmen Gottes. „In einer Kirche ruht er knieend vor dem Tabernakel. ‚Ich kann nicht mehr. Nimm du die Last mir ab. Trage du sie.‘ Nichts anderes als dieses dachte er. Ja, eins blieb: der Glaube an das Erbarmen Gottes. *Salva me fons pietatis.*“ Nach Beichte und Kommunion macht er sich müd und erschöpft wieder auf den Weg, am Straßenrand überrascht ihn der Tod. Der Pfarrer, der seine Beichte gehört hatte, läßt an der Bahre die Kinder den glorreichen Rosenkranz beten. „Laß ihn ruhen in Frieden, Amen“, so schließt die Dichtung von Daniel und all den andern Eingeeengten.

Zu den Eingeeengten, deren Schranken fallen, gehört noch Johanna, die Sekretärin einer Wohlfahrtsorganisation, die unzertrennlich ist von Galalith-Brille und Aktenmappe. Sie ist das Gegenstück zu Daniel, Willens- und Verstandesmensch, Verächterin alles Sentimentalen oder gar Animalischen, eingeeengt in eine rationalisierende Geistigkeit, die ihr Menschentum verkümmert. Aber gerade ihre selbstsichere Verachtung von Gemüt und Trieb rächt sich; sie wird Mutter. Ein Fiebertraum, der religiöse Kindheitserinnerungen zu einem Jüngsten Gericht über ihr glaubens- und liebeleeres Leben umgestaltet, wird zur Gnade, die ihr Herz wandelt. — Auf dem Weg zur Erlösung verlassen wir auch Daniels jungen Freund Walter. Sind Daniel und Johanna Ausnahmemenschen, so ist Walter ein guter Durchschnitt, der durch die Umwelt verstrickt und eingeeengt wird. Rein und unverbraucht, lebenshungrig und unternehmend kommt er in die Großstadt. Aber ohne Grundsätze, ohne Hilfe und Rat, ohne religiösen Rückhalt, fällt er der Verführung einer alternenden Frau zum Opfer. Als er im physischen und moralischen Ekel sich von ihr frei machen will, klammert sie, die ihren Gatten, einen herzlosen Wucherer, gemordet hat, sich mit Gewalt an ihn. Da erwürgt und beraubt er sie und flieht. Nach ziel- und ruhelosen Fahrten stellt er sich selbst, mit einem „Gott Dank“ betritt er das Gefängnis. Freilich erst Paul zeigt ihm den Weg ins Freie: aus seinem Erdenhunger ins Reine, Geistige, Religiöse.

Man sieht, Herwig treibt keine Schönfärberei bei Schilderung seiner Eingeeengten, die er doch dem Gericht entziehen und dem Erbarmen empfehlen will. So wenig tut er das, daß er sogar eine Reihe von Fällen tragisch enden läßt. Da ist die Frau des Wucherers, die, an den viel älteren Mann ver-

kauft, an ihrer schwelenden Sinnlichkeit zu Grunde geht. Agnes-Viane, eines der vielen Straßenmädchen, die bei dem alten Markus des Nachts etwas Wärme, heißen Tee und mitleidige Güte finden, geht ins Wasser. Trotz ihrer Sehnsucht nach Reinheit, trotz zeitweiliger heroischer Anstrengungen, in Arbeit ein ehrbares Leben zu führen, unterliegt sie immer wieder ihrer Vagabunden-Natur, der unbändigen Unruhe ihres Blutes. Bei Daniel, für den sie die erste reine Liebe ihres Lebens hegt, kann sie nicht Hilfe und Zuflucht suchen, da sie ihm zur Versuchung geworden ist; so schreibt sie ihm ein Kärtchen: „Ich kann wirklich nicht mehr.“ Heti gar, durch die Bemühungen des gutmütigen Markus von der Straße in eine kleinbürgerliche Ehe gerettet, kommt durch eine romantische Schwärmerei für Daniel so sehr aus dem seelischen Gleichgewicht, daß sie in hoffnungslose Geistesumnachtung gerät. Das schmerzlichste Zugeständnis des Dichters an die dunkeln Rätsel der Wirklichkeit scheint mir, daß er Bernhard, den Freund und Helfer und Erben Sebastians, in fanatische, sektiererische Einengung sich verbohren läßt, so daß ihn die kirchliche Behörde suspendieren muß. —

Steht man auf den Problemgehalt der Sebastianslegende und des Eingeeengten-Romans zurück, so läßt er sich wohl als Neugestaltung der Großstadtseelsorge bezeichnen, soweit sie sich auf Proletarier oder wenigstens Entwurzelte bezieht. Die Legende möchte einen neuen Typus des Großstadtseelsorgers aufstellen, der Roman einen neuen Einblick in die Seele des entwurzelten und entgleisten Großstadtmenschen geben.

Gewiß ist es etwas Neues, daß ein Ordensmann den klösterlich umhegten Bezirk seines Ordens verläßt, daß ein Priester die sonst üblichen Lebensbedingungen des kirchlich-staatlichen Beamten aufgibt, um in allem den ärmsten ungelernten Arbeitern gleich seinen Unterhalt selbst verdienend Sorger der Seelen und Apostel Christi zu sein. In der Legende tritt der Gegensatz zum Üblichen, Überlieferten kräftig hervor. Der aufgestörte junge Mönch stellt an den Prior die bittere Frage, wo die Priester seien, die wie Lämmer unter die Wölfe gehen. „Sitzen sie nicht in ihren wohleingerichteten Zimmern und warten, daß die Wölfe kommen? Stehen in ihren wohlgewölbten Kirchen und warten? Thronen in ihren wohlverschlossenen Beichtstühlen und warten auf die Wölfe? ... Ach, ehrwürdiger Vater, was hindert uns denn, eilends aufzubrechen und das zu tun, was Gott von uns fordert?“ Wie aber der Prior einwendet, die heilige Regel hindere das, fällt das heftige Wort: „So laß uns, o Vater, die heilige Regel zerbrechen!“ Da Sebastian mitten in seiner neuen Wirksamkeit steht und bereits Jünger gefunden hat, kommt eines Tages ein Prälat zu ihm mit der Warnung, er gehe irre, die Kirche werde Mißtrauen hegen. Sebastian entgegnet: „Das ist nur recht. Wir sind Speerwerfer, die in die Zukunft zielen, und laufen stürmisch. Ihr werdet eines Tages, nach langer Zeit, uns einholen, euern Segen in der Hand.“ Damit ist richtig ausgesprochen, daß Neues sich nicht selten nur im Kampf gegen die amtliche, konservative Kirche durchsetzt, deren Beruf es nun einmal ist, das ererbte Gute zu bewahren. Diese Aufgabe ist in einer Institution, die nicht Natürliches mit natürlichen Kräften zu schaffen und zu entwickeln, sondern in erster Linie einen übernatürlich gegebenen Schatz an Wahrheit und Kraft zu verwalten hat, wichtiger als die andere, die gewiß auch notwendig ist, nämlich

den ererbten Schatz an Offenbarung und Gnade den Menschen in immer neuen Formen darzubieten. Die Träger solcher Initiative haben, wie die Geschichte zeigt, ihre Ideen vielfach nur im Ringen gegen die Bedenken der konservativen Kräfte verwirklichen können; das wird und muß sich auch in der Zukunft wiederholen. Der Einwand liegt nun nah, solche neue Formen kirchlichen Lebens seien nicht von der Phantasie des Dichters, möge sie noch so schöpferisch und religiös sein, zu erwarten, sondern vom wirklichen Leben, in dem natürlicher Unternehmungsgeist und sittlicher Heroismus von übernatürlicher Sendung ergriffen wird. Herwig dürfte darauf antworten, seine Erzählung vom hl. Sebastian sei auch in dem Sinne Legende, daß sie wirkliches Geschehen poetisch verklärt, daß sie von der Bewunderung eines Proletarier-Apostels inspiriert ist. — Freilich hat dieser Apostel als Sebastian begonnen, um als Bernhard zu enden.

So wird man sagen dürfen, daß Herwig im Roman von den Eingeeengten an der Tendenz der Sebastianslegende selbst Kritik geübt hat. Gewiß ist der Priester, der im Genuß aller Güter der Bildung und Zivilisation nur in der behaglich eingerichteten Pfarrwohnung und Kirche amtiert, nicht das Ideal eines Apostels Christi; gewiß drängt dies Ideal, daß der Seelsorger in Bedürfnislosigkeit, ja Armut die Mühseligen und Beladenen, die Enterbten und Verkommenen in den Elendsvierteln aufsuche. Aber daraus folgt noch nicht, daß zu fordern oder nur zu raten wäre, der Geistliche solle im Arbeiterkittel unter den Proletariern leben und arbeiten. Das hat Herwig selbst wohl gefühlt; darum tritt Paul, der Laienapostel, das Erbe Sebastians an, Paul, der mit Hildegard, der Tochter eines bankrottten Großindustriellen, eine christliche Musterehe führen wird. Darum läßt er in Bernhard den ins Extrem getriebenen richtigen Grundsatz zu Fanatismus und sektiererischer Enge entarten.

In einer zweiten Rücksicht suchen die „Eingeeengten“ die Sebastianslegende zu berichtigen. Die aktivistische Zuversicht, die wohl nicht von Wort und Predigt, aber doch von Sein und Leben eines heiligen Armenapostels Wunder der sittlichen und religiösen Erhebung erwartete, ist eine mehr passive Ergebung menschlichen Hemmungen wie göttlichen Fügungen und Gnadenführungen gegenüber geworden. Gewiß wird durch Verstehen, oder besser einführendes Miterleben der dunklen Triebe, der abwärts schiebenden und stoßenden Umwelt, einem das Richten über diese „Wölfe und Vagabunden, Gaukler und Dirnen“ verleidet, wird mitleidiger Drang zum Helfen motiviert und geweckt. Aber er wird zugleich auch wieder gelähmt durch zu viele Zweifel und als unlösbar hingestellte Rätsel. Können diese Menschen überhaupt anders? Nur halb bewußt, übermächtig gedrängt und getrieben, treffen sie ihre Entscheidungen. Bei Johanna fällt die Lebenswendung in die Phantasie eines Fiebertraums. Es ist so bezeichnend, wenn Daniels Zustand auf seiner letzten Wanderung mit den Worten beschrieben wird: milde verhängt, sanft betäubt, unerfindlich, warum er gerade diese Wege einschlägt. Wenn diese Minderung und Ausschaltung der freien Entscheidung auch oft kranken und abwegigen Trieben zuzuschreiben ist, so steht doch immer Gottes Fügung und Vorsehung dahinter. Fröstelnd spüren diese Menschen „die Nähe einer unfassbaren Macht und Gewalt, die Fügungen verhängt, ohne zu fragen: Ist es dir so recht? Es nützt nichts, sich dagegen

zu stemmen, gar nichts“. Bedenklich wird diese starke Betonung der göttlichen Vorsehung, wo es sich um sittliche Verfehlungen handelt, die nicht nur als vorausgesehene und zugelassene Entgleisungen der geschöpflichen Freiheit in den göttlichen Weltplan einbezogen, sondern geradezu als notwendig und angeordnet erscheinen. „Es kann notwendig sein, daß ich einmal oder viele Male nicht den rechten Weg gehe. Und was notwendig ist, muß auch gut sein“ (171). Das Übel, auch das sittliche, ist Dissonanz, die in der Weltharmonie notwendig ist (86). „Die den großen Lebensinn, die Lebenskraft, das Lebensziel haben, können auch Auswurf essen“ (162). „Was heißt gut?“ meint der weise Jude von der Gattenmörderin. „Soll sie schon sein, wie sie ist, gut oder böse, immer ist sie notwendig in seinem [Gottes] Plane“ (284). Und Paul, der Geisteserbe Sebastians, tröstet und ermuntert den Totschläger Walter: „Siehst du, da hat dir nun Gott in seiner gewaltigen und unerklärbaren Kühnheit die große Gnade erwiesen, einen Menschen durch dich umbringen zu lassen. Du hast eine furchtbare Tat begangen. ... Aber die Schuld ist auch eine unendliche Gnade, denn nun erst kannst du ein wesentlicher Mensch werden. ...“ (450).

Neben diesem fatalistischen Zug herrscht ein agnostischer in der Dichtung, ein müdes Verzweifeln an der Möglichkeit konkreter sittlicher Wertung. „Man weiß nichts“ — und des greisen Markus Bestätigung zu diesen Worten Daniels: „Gar nichts weiß man“ — das geht wie ratloses Seufzen durch das Ganze. „Was heißt gefährlich? Weiß ich?“ Mit diesen Worten gibt Markus den Versuch auf, Heti vor ihrer Leidenschaft für Daniel zu schützen. „Wieso ist das gut oder schlecht? Was wissen wir denn davon?“ So verteidigt Paul in seiner Herzensgüte seine geliebten Eingeeengten. Und durch Paul spricht doch wohl der Dichter?

Nun muß freilich hervorgehoben werden, daß Hertwig die Möglichkeit, die der epischen Dichtung eigen ist, den Künstler hinter den Roman-Gestalten verschwinden zu lassen, vollkommen verwirklicht. So darf er mit Recht die fatalistische Lebensdeutung und den ethischen Agnostizismus als Meinungen der Romanpersonen erklären, über deren sachliche Berechtigung er kein Urteil gefällt habe. Jedenfalls bleibt aber so viel bestehen, daß der Roman keine Lesung für alle ist, sondern nur für die wenigen, die durch gründliches Wissen auf religiösem und ethischem Gebiet gegen den suggestiven Einfluß der Eingeeengten gefeit sind.

Für die wenigen ist der Roman auch wegen seiner hochwertigen, aber anspruchsvollen künstlerischen Form. Die Sprache hat entsprechend dem seelischen Gehalt etwas Berausches und Betäubendes, sie ist weich und musikalisch, von einer mit blauem Duft verhangenen Anschaulichkeit. Während die Sebastianslegende heroisch vereinfacht und stilisiert, im guten Sinn expressionistisch ist, betritt man mit den Eingeeengten das Gebiet, in dem Dostojewski unerreichtes Vorbild ist: das Gebiet des psychologischen Realismus, der sich seine Menschen an der Grenze des moralisch und physisch Normalen aussucht. Unwillkürlich erinnern diese grübelnden, in Monologen und Dialogen sich analysierenden Menschen, das zweite doppelgängerische Ich, das Traumleben im Wachen und Schlafen an Gestalten des großen dichtenden Epileptikers. Reicher als Dostojewski sind die Eingeeengten durch einen Einschlag von Humor und durch die impressionistischen Naturschilderungen. Findet in dem Begräbnis-Institut

Witz und Komik der berlinerischen Färbung Ausdruck, so wird das Lächeln über den alten weisen Juden zu einem heitern Innwerden allgemein menschlicher Unzulänglichkeit nach ihrer harmlosen Seite — es ist in einer höheren Ebene die gütige Belustigung über das Spiel eines Kindes oder drolligen jungen Hundes. Natur und leblose Umwelt aber wird ganz durch das Medium der Roman-Atmosphäre gesehen, alles wird gespensterhaft unwirklich und durchscheinend bis in die fernsten Hintergründe und die letzten Tiefen. Diese Atmosphäre sowie das Problem der eingeengten Seelen schließt die Personen und ihre Entwicklungen, die trotz kunstvoller Berührungen und Verknüpfungen nebeneinander hergehen, zusammen, ohne daß jedoch eine völlig befriedigende Einheit erzielt wird.

Wenn auch dieser Roman von den Eingeengten der Großstadt nicht die letzte Vollendung erreicht, steht er doch durch Problematik, Menschenschilderung und dichterische Form hoch über dem Mittelmaß — aber wegen der großen Ansprüche, die er an ästhetische Bildung und religiös-sittliche Urteilskraft stellt, gehört er nicht auf den Familientisch, an den sich auch die Jugend setzt, in die Volksbücherei nur, wenn ein kluger Bibliothekar gewissenhaft berät.

Räumlich und zeitlich führt uns Paula Grogger weit fort von den Eingeengten der Gegenwart-Großstadt¹. Das „Grimmingtor“ ist die mythische Pforte, die in einer Bergwand der Tauern Eingang zu den Schätzen der Unterirdischen gibt; die Zeit ist die der napoleonischen Kriege, also über ein Jahrhundert Zeitabstand. Dazu kommt, daß auch die Form in die Ferne rückt: Der Roman gibt sich — selbst in der sprachlichen, etwas zwiespältigen Färbung — als Chronik eines Zeitgenossen jener Begebenheiten. Und doch sind auch die Menschen am Grimmingtor Eingeengte. An Stelle der steinernen Häusermauern der Großstadt ragen düster, lockend und drohend die Felswände der Alpenriesen; an Stelle des modernen Unglaubens und Zweifels, der dem Sehnen nach sittlicher Befreiung die notwendigen Hilfen raubt, schlägt die Macht starrer Gepflogenheiten und heidnischen Aberglaubens die Steiermärker Bauern in lähmende Fesseln. Wie bei Herwig für die Eingeengten durch die katholische Heiligkeit Sebastians und ihre Fernwirkungen ein Tor zur Lösung und Erlösung aufgetan wird, so will auch Paula Grogger in einer lauter-frommen Jungfrau die befreiende und erlösende Kraft des katholischen Glaubens verkörpern. Während jedoch bei Herwig das Problemhafte die Gestalten und Geschehnisse durchdringt und in starker dichterischer Gestaltung den höchsten Wert des Romans schafft, ist es bei Paula Grogger nur Rahmen, ja entstellender, störender Rahmen, von dem man absehen muß, um des eigentlichen Bildes, eines Bildes derber Kraft und eigenwüchsiger Schönheit, froh zu werden.

Das Bild stellt eine Familie des Dorfes Oblarn dar; die Leuchtkraft der Farben und die herbe Charakteristik der Linien gefällt Paula Grogger zu den besten Heimatdichtern. Diese Menschen sind voll pulsierenden Blutes, diese Felder, Wälder und Berge atmen heimliches Leben. Vater Stralz, ein Mann

¹ Paula Grogger, Das Grimmingtor. 8° (569 S.) Breslau 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt. M 6.50, geb. 9.—

abgeklärter Menschlichkeit und tiefer Religiosität, aber wortkarg und verschlossen, zeigt seinem Eheweib mehr den unnahbaren Herrn als den milden Freund, der er doch ist. Constantias Herz brennt wie ein rotes heimeliges Herdfeuer von der trugig-schamhaften Liebe zum Gatten, von der verhaltenen Zärtlichkeit zu den Kindern. Die vier Buben, nach den Evangelisten benannt, zu denen Regina als Ziehtochter kommt, geben Stoff zu idyllischen Kinderszenen, die jäh in den Ernst des Lebens übergehen. Die Weltgeschichte lärmt 1809 ins Tal; eine Gewalttat gegen die napoleonischen Truppen zwingt Matthäus, den Ältesten, zur Flucht; die auflackernde und verzichtende Leidenschaft des französischen Obersten gibt den düstern Hintergrund, von dem sich Rögerls unschuldiger Liebreiz abhebt. Eine Prachtsgestalt ist der greise Pfarrer Isidor, ein Benediktiner von Admont, dessen milde, etwas müde Menschenkenntnis schelmisch lächelt und barmherzig weint. Den Chor bilden die Öblarner Bauern, knochige, scharf geschnittene Gesichter, in hölzernen, starren Gepflogenheiten sicher und langsam lebend: und doch ist ihr Herz Quell und Empfänglichkeit für goldene Volkspoesie, wie sie in den Versen des Krippenspiels und des Abschiedsgrußes an den Pfarrer singt.

Hätte sich die Dichterin auf dieses Bauernleben beschränkt, so wäre ein Buch zwar nur vom halben Umfang, doch vom zehnfachen künstlerischen Wert entstanden. Aber nun lastet auf der Dorfgeschichte ein erotisch-dämonischer Druck wie eine Gewitterwolke, die gleich zu Beginn wetterleuchtet und zum Schluß einen grellen, sengenden Blitz niederfahren läßt. Am Anfang steht die sündige Liebe des halb mythischen Jägers, die sich in einer leidenschaftlichen Szene austobt und den Jäger beim Versuch, durch das Grimmingtor zu den Bergschätzen zu dringen, den Tod finden läßt. Aber dem Ganzen hängt der Wahn, Matthäus, der Älteste, sei des Jägers Kind; ein falscher Wahn, denn die junge Frau Constantia hat sich soweit nicht vergessen. Und zum Schluß will der beim Wildern todwundgeschossene Matthäus, der sich selbst für den Sohn des Jägers und seinem Fluch verfallen ansieht, mit Rögerl am Fuß des Grimmingtors Hochzeit halten ohne Priester und ohne Sakrament. Diese Szene ist — abgesehen von ihrer Sinnlosigkeit im ästhetischen Ganzen — eine große Peinlichkeit. Wie in der Fieberphantasie des Sterbenden der Trieb aufbrennt und das Mädchen unter Gebetsseufzern sich wehrt, wie nur durch den Tod das Äußerste verhütet wird — das ist eine widerliche Verquickung von erotischer Leidenschaft, religiöser Inbrunst und den Schauern des Todes. — Wo immer der Roman mehr sein will als das Epos des Dorfes Öblarn und der Bauernfamilie Stralz, wird er verworren und verwirrend, liegt über ihm ein schwüler Dunstkreis von Mythos und Gros. Am Anfang und am Schluß steht das Rätsel, das nicht die Rätselhaftigkeit des Daseins spiegelt, sondern die unlösbare Frage aufgibt, was die Dichterin eigentlich meint und ob sie nicht selber zwischen zwei Möglichkeiten unentschieden schwankt.

Unter dem Datum 3. Mai 1927 wurde mit der Unterschrift des Kardinals Merry del Val eine Instructio der Suprema Sacra Congregatio S. Officii veröffentlicht, deren Überschrift lautet: *De sensuali et de sensuali-mystico litterarum genere*¹. Diese an die Bischöfe gerichteten Direktiven sprechen mit

¹ Acta Apostolicae Sedis 19 (1927) 186—189.

Worten, in denen man die Sorge um die Seelen zittern hört, von den Gefahren, die durch Romane und Novellen, Schauspiele und Komödien der sittlichen Überzeugung und Lebensführung der Gläubigen, zumal der Jugendlichen, drohen. Es handelt sich um solche literarische Erzeugnisse, die sich in den Dienst der geschlechtlichen Sinnlichkeit oder eines erotischen Mystizismus stellen (*sensualitati et libidini aut lascivo cuidam mysticismo indulgent*). Die Schriften des *genus sensuale* erzählen bald verhüllt, bald offen die obszönsten Vorgänge, malen in verführerischer Sprache unzüchtige Handlungen aus, sie zergliedern und zerfasern die schlimmsten fleischlichen Laster. Zu billigem Preise käuflich — Bahnhofs-Kioske werden eigens genannt — müssen diese Schriften besonders unter der Jugend großes Unheil anrichten. Verwerflich und verderblich bleiben solche Schriften auch dann, wenn sie das Laster als Laster, als erniedrigend und glückzerstörend darstellen. Als noch schlimmer wird jene erotische Literatur gebrandmarkt, die unsittliche Leidenschaft mit Religiosität und Mystizismus derart verbindet, daß Frömmigkeit und heilbringender Glaube mit ausschweifendem Lebenswandel vereinbar erscheint.

Muß man bei Lesung dieser *Instructio* auch zuerst an D'Annunzio denken, der sowohl zu der obszönen wie der lasciv-mystischen Richtung gehört, so kann man leider doch nicht sagen, daß sich im deutschen Sprachgebiet keine Vertreter dieser Entartung fänden. Weiter als Hanns Heinz Ewers und Hans Henny Jahnn in sexuellen Krassheiten zu gehen, ist nicht wohl möglich; bei Waldemar Bonsels ist aber „Eros und die Evangelien“ nur ein anderer Ausdruck für die Verquickung von Sinnlichkeit und Mystizismus.

Die Frage liegt nah: Werden die „Eingegangten“ und das „Grimmingtor“ von den Direktiven des Heiligen Offiziums getroffen?

Getroffen nicht, wohl aber gestreift.

Wenn auch Herwig in seinem Roman von den Entgleisten der Großstadt, unter denen eine ganze Anzahl Straßenmädchen sich findet, jede Ausmalung schwüler Szenen meidet und das Naturwidrige (Pädophilie bei Daniel, Sadismus bei Walter) nur für den Wissenden erkennbar andeutet, so kommt er doch durch mindestens mißverständliche Äußerungen über die Notwendigkeit von Schuld und Sünde in der religiösen Entwicklung in bedenkliche Nähe der sensualistisch-mystischen Verirrung. Die Szene aber zwischen dem von Fieber und Leidenschaft geschüttelten Matthäus und seiner Ziehschwester ist schwül und kann wenigstens bei der ersten Lektüre, wo der Ausgang noch unbekannt ist, erregend wirken.

Nun muß aber hervorgehoben werden, daß in beiden Romanen sexuelle Dinge mit oder ohne religiöse Beziehung einen verhältnismäßig kleinen Raum einnehmen. Auch zu den mühelos unterhaltenden Büchern kleinen Umfangs und wohlfeilen Preises gehören die beiden Werke ganz gewiß nicht. Darum darf man sie als Dichtungen in ihrer Ganzheit genommen nicht einfachhin zu der gebrandmarkten Literaturgattung rechnen.

Zur Rechtfertigung dieses Urteils läßt sich wohl anführen, daß die Direktiven des Heiligen Offiziums selbst betonen, man solle keine prüden Forderungen an die belletristische Literatur stellen; es genüge, wenn diese sich in den nicht zu eng gesteckten Grenzen der Zucht und Sitte (*pudoris et honestatis finibus, non sane angustis*) halte.

Sigmund Stang S. J.